

Wettbewerb und Konformismus

Zu den Bedingungen kritischer Intellektualität an Universitäten

Tilman Reitz

Für politisches und vielleicht für kritisches Denken insgesamt ist es wichtig zu wissen, wofür und wogegen man eintritt. In den Jahren nach der Covid-19-Pandemie scheinen sich diese Fronten geklärt zu haben: Emanzipation versus Autoritarismus, unabhängige und politisch wache Wissenschaft gegen staatliche Einschränkungen, sozial-ökologischer Umbau gegen die beschleunigte Zugrunderichtung des Planeten, ein aktiver Abbau ökonomischer, geschlechtlicher und rassistischer Unterordnung gegen den reaktionären Backlash. Sieht man näher hin, reichen die Probleme jedoch weit ins emanzipatorische Lager hinein – besonders in dessen akademischen Teil. Auch ökologisch motivierte Wissenschaftler*innen fliegen für Tagungen und Jobs um die Welt, auch kapitalismuskritische Professor*innen beschäftigen einen Hofstaat befristeten wissenschaftlichen Personals, gerade der sogenannte Nachwuchs bemüht sich vorrangig um professionellen Erfolg, auch dieser Erfolg wird durch Herkunftsprivilegien begünstigt, und wer kooptiert wurde, gehört selbst zu den Privilegierten.

Die reaktionäre Wissenschaftsfeindschaft der Gegenwart hat von der hierdurch beförderten, gegenüber den Absichten der Beteiligten tendenziell selbstständigen Doppelmoral erkennbar profitiert. Wenn etwa Geschlechtergerechtigkeit demonstriert werden muss, um Projektmittel einzuwerben, befördert das auch eine instrumentelle Haltung zum Thema, und der rechte Kampf gegen »Genderismus« kann Unbehagen daran leicht einspannen, selbst wenn er seinerseits Sprachregelungen und Folgebereitschaft verlangt. Um ein sinnvolles Gegensteuern möglich zu machen, soll mein Beitrag beleuchten, welche Kompromisse Intellektuelle an Universitäten in den letzten Jahrzehnten gezwungenermaßen oder auch allzu bereitwillig eingegangen sind, inwiefern ih-

re systemische Stellung die Substanz ihrer Beiträge beeinflusst und wo sie ihre politische und geistige Glaubwürdigkeit beeinträchtigt. Als Schlüssel werde ich ein bekanntes Argument nutzen: Die neoliberale Regierungsweise, die sich an den Hochschulen besonders hartnäckig festgesetzt hat, bringt oder hält die Beteiligten durch Wettbewerbe auf Linie. Wenn wir begreifen, was dieser Prozess bei uns angerichtet hat, werden wir vielleicht auch die neuen autoritären Trends aussichtsreicher bekämpfen können.

Was machen Universitäten mit Intellektuellen?

Dass es an Hochschulen (auch) Intellektuelle gibt, versteht sich fast von selbst – schließlich arbeiten dort Leute, die hauptsächlich mit Forschen, Unterrichten, der Pflege theoretischer und begrifflicher Bestände, also vorwiegend geistig beschäftigt sind. Zugleich fehlen im offiziellen Verständnis von Hochschullehrenden (und auch von Studierenden) fast notwendig zwei Züge, die für die moderne Sozialfigur der Intellektuellen entscheidend sind: politisches Engagement und die Überschreitung institutionell zugewiesener Rollen. Mit Antonio Gramsci würde man Intellektuelle eher in den Parteien, Gewerkschaften oder Unternehmerverbänden erwarten als an den Universitäten; sie legen nicht einfach die Welt aus, sondern wirken in ›organischer‹ Anbindung an Klasseninteressen darauf hin, Zustimmung für eine bestimmte soziale Ordnung und Unterordnung oder bestimmte Alternativen zu schaffen. Wissenschaft kann sich eine solche Funktion, selbst wenn sie faktisch der herrschenden Klasse dient oder staatstragend ist, zumindest nicht auf die Fahnen schreiben, da sie ja offiziell nur mit Wahrheit befasst ist und die Herrschaft in offen-parteilicher Ausrichtung nicht halb so gut legitimieren könnte. Zudem liegt auf der Hand, dass eine Institution ihren Mitgliedern nicht abverlangen kann, die eigenen Regeln zu missachten. Selbst in den Hochphasen moderner Kunst sind die Avantgarden, literarische Intellektuelle und Bohémiens *gegen* das angetreten, was institutionell in Museen oder vom Publikum erwartet wurde, und an den Hochschulen herrschen bis heute weit konservativere Standards. Wenn ein mit Staatspreisen ausgezeichnete(r) Schriftsteller öffentlich ein falsches Gerichtsurteil anklagt oder eine hoch angesehene, im Zweifelsfall staatlich beschäftigte Physikerin regelmäßig auf Demonstrationen spricht, nutzen sie ihre Stellung und ihre Kompetenzen für Zwecke, die so eigentlich nicht vorgesehen waren.

Es ist also nicht selbstverständlich, wenn einem bei der Frage nach Intellektuellen in der jüngeren Zeit vielleicht eher Professor*innen einfallen als andere geistig Tätige oder sogar Intellektuelle im Hauptberuf – eher Judith Butler, Jürgen Habermas oder Michel Foucault als Juli Zeh, Stefan Aust oder Steve Bannon. Die Frage, was Intellektuelle an der Universität tun (oder auch an anderen Hochschulen, die allerdings weniger Basisprestige und mutmaßlich weniger frei verfügbare Zeit bieten), wurde auch explizit gestellt. Russell Jacoby hat schon 1987 in *The Last Intellectuals* erklärt, dass die einmischungsfreudigen Professor*innen eine Art Verfallsprodukt der zuvor typischen öffentlichen Intellektuellen sind. Während Letztere vom publizistischen Markt leben konnten und mussten, beziehen die Ersteren ein festes Einkommen an einer öffentlichen Einrichtung, die ihnen hinreichend Freiraum lässt, sich auch anders zu engagieren. Für Jacoby brachte dieser Übergang große Verluste mit sich: Statt allgemeinverständlich für viele zu schreiben, richten sich die akademisierten Intellektuellen auf enge Fachpublika ein, die elegante und klare Stilistik weicht dem schwerfälligen Jargon der Disziplinen, und auch die thematische Beweglichkeit leidet. In Deutschland kommt hinzu, dass die Professur für gewöhnlich mit Verbeamtung, also mit staatlichen Loyalitätsgeboten einhergeht.

Derartige Schwierigkeiten wären vielleicht auszuhalten, wenn man mit Theodor W. Adorno »Draußen und Drinnen« als ähnlich beschränkte Räume sieht. Sicher gilt die Einsicht: »Wer dem beamteten Tiefsinn sich anvertraut, verfällt wie vor hundert Jahren dem Zwang, so naiv zu sein wie die Kollegen, von denen die Karriere abhängt.« Doch unter dem »außerakademischen [...] Druck des Marktes«¹ kann man womöglich nicht freier atmen und schreiben, weil man ständig die eigene Originalität verkaufen muss und sie im Sinn der Konsumierbarkeit nicht einmal übermäßig entwickeln darf:

»Der Prozess, dem ein literarischer Text, wenn nicht in automatischer Vorausschau seines Herstellers, so jedenfalls durch den Stab von Lektoren, Herausgebern, Umarbeitern, ghost writers in- und außerhalb der Verlagsbüros unterworfen wird, überbietet an Gründlichkeit alle Zensur.«²

1 Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1951/1971, S. 80.

2 Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt a.M.: Fischer 1947/1988, S. 2f.

Selbst bei Intellektuellen wie Susan Sontag oder Jean-Paul Sartre, die ihre Texte vermutlich selbst in die publizierte Form gebracht haben, kann man fragen, inwieweit sie dem Publikum antizipierend Zugeständnisse gemacht und auf möglichst große Verkaufszahlen hingearbeitet haben. Die Frage stellt sich aktuell allerdings anders als in der Zeit Adornos oder Jacobys. Im Zeitalter der sozialen Medien, der werbefinanzierten Plattformen und Klickzahlenkonkurrenz sind die Freiräume marktbasierter Intellektueller vermutlich nicht größer geworden. Zwar sind formale Publikationshürden weggefallen, doch die Aufmerksamkeitsströme werden noch direkter ökonomisch gelenkt und genutzt als in der verlagskontrollierten Öffentlichkeit. Zugleich ist auch in die akademische Arbeit der Wettbewerb eingezogen – und hat Normierungen mit sich gebracht, die Butler, Foucault oder Habermas so noch nicht kannten. Diesen letzten Trend will ich im Folgenden näher betrachten, da nicht auszuschließen ist, dass er in eine Ära nach den akademischen Intellektuellen führt.

Disziplinierung durch Wettbewerb: eine kleine Übersicht

Ein erhöhter Wettbewerbsdruck an den Hochschulen wird relativ allgemein beobachtet. Die Leiter verschiedener deutscher Forschungsorganisationen gaben vor einigen Jahren der Sorge Ausdruck, dass jüngere Wissenschaftler*innen dadurch überfordert sein könnten:

»Neben [...] Publikationen in Journalen mit hohen Impact-Faktoren werden Vorträge auf ausgewiesenen Fachkonferenzen, renommierte Preise, hohe Drittmiteleinwerbungen, hervorragende Evaluationen der akademischen Lehrleistung, Erfolge im Wissenstransfer, Engagement und Erfahrung in der akademischen Selbstverwaltung, internationale Kooperation sowie Projektmanagement- und Führungserfahrung erwartet.«³

Der anschließende Lösungsvorschlag der Autoren ließ sich allerdings nur schwer vom festgestellten Problem unterscheiden: Es gelte »die Vielfalt der

3 Hacker, Jörg/Krull, Wilhelm/Lohske, Martin/Strohschneider, Peter: »Wie sich die Qualität der Auswahl verbessern lässt«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 12.07.2018, <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/auswahl-von-forschern-wie-sich-die-qualitaet-der-auswahl-verbessern-laesst-15685958.html>, Zugriff am 15.6.2025.

Formen wissenschaftlichen Wettbewerbs – zwischen Ideen, Personen, Projekten, Preisen, Drittmitteln, Publikationen und Institutionen«⁴ zu stärken. Spannender ist wohl die Frage, welche Funktion die Vielzahl oder auch Vielfalt der Wettbewerbe, die fast sämtlich erst institutionell eingerichtet wurden, faktisch erfüllt.

Die offizielle Antwort ist bekannt: Die Konkurrenz soll Spitzenleistungen anreizen. Spätestens seit der Jahrtausendwende setzt man in Europa auf akademische Wettbewerbe, um im globalen ökonomischen Wettbewerb mithalten, wissenschaftlich die »besten Köpfe« zu gewinnen und die besten Resultate zu erreichen; eine typische EU-Schrift von 2002 hält fest: »Competition for funding on a European scale will stimulate the best research groups to perform even better and will help attract and retain the best young scientists.«⁵ In Deutschland bildet seit 2005 die Exzellenzinitiative das institutionelle Muster für dieses Ziel: In einer Art akademischem Antragsturnier sollen sich diejenigen durchsetzen, die man dann auch auf die Ergebnis-Olympiade schicken kann. Die Umsetzungen machen allerdings fragwürdig, ob das Mittel Wettbewerb für die erklärten Ziele geeignet ist. Dass ein Antragswettbewerb, in dem sich Erfolg an Forschungsmitteln statt an Resultaten bemisst, ein Publikationssystem, in dem die strategische Ausrichtung auf Zitationsmetriken gedeiht, oder ein oft jahrzehntelanger Kampf um die wissenschaftliche Berufsexistenz wirklich eine bessere Wissenschaft bringen, kann bezweifelt werden. Selbst der Vorsitzende des Wissenschaftsrats bemerkt inzwischen, »dass jemand, der keine Angst um seine Existenz hat, konzentrierter arbeitet als einer, der ständig um seine wirtschaftliche Grundlage fürchtet«⁶.

Zugleich ist eine ganz andere Wirkung zu beobachten, die bisweilen kritisch erörtert wird, vermutlich aber nicht allen Beteiligten unwillkommen ist: ein allseitiger »Konformitätsdruck« oder »Konformitätszwang«⁷. Zum einen macht der Wettbewerb als solcher gefügig. Wer sich andauernd nach vorgegebenen Kriterien mit anderen misst, neigt zu beflissener Regelbefolgung

4 Hacker u.a.: »Wie sich die Qualität«.

5 Flink, Tim: *Die Entstehung des Europäischen Forschungsrates. Marktimperative – Geostrategie – Frontier Research*, Weilerwist: Velbrück 2016, S. 197.

6 Wick, Wolfgang/Wiarda, Jan-Martin: »Ohne Kulturwandel wird es nicht gehen«, Interview, in: *Der Wiarda Blog* vom 31.07.2024, <https://www.jmwiarda.de/2024/07/31/ohne-kulturwandel-wird-es-nicht-gehen/>, Zugriff am 09.10.2024.

7 Hacker u.a.: »Wie sich die Qualität«.

oder zumindest dazu, die akademischen Institutionen nicht ständig infrage zu stellen oder nachlässig zu behandeln. Zum anderen sind die Kämpfe um knappe akademische Güter stark reguliert. Für Anträge wie für Publikationen, qualitative oder quantitative Begutachtungen und Bewertungen wurde ein engmaschiges Netz von Kontrollen geknüpft. Um aussichtsreich Forschungsmittel vom Europäischen Forschungsrat oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu beantragen, ist es ratsam, sich möglichst genau über Gutachtende und Fachkollegien zu informieren, Leitfragen, Vorannahmen und Literatur im Antrag auf sie abzustimmen, etablierte Forschungsmethoden zu wählen und drittmittelstarke Personen ins Antragsteam zu holen. Die Transferstellen der Universitäten geben dazu gern nützliche Hinweise, bieten Trainings an und raten notfalls zu weniger bekannten Programmen zu wechseln, bei denen die Erfolgsaussichten höher sind. Ganz ähnlich verhält es sich bei Veröffentlichungen. Wer einen Artikel publizieren will, sollte sich neben dem Impact-Faktor die Annahmequote der gewählten Zeitschrift ansehen und deren Gutachterstamm einschätzen; Beim Schreiben oder Fertigstellen des Artikels ist dann erneut eine Orientierung an jeweils üblichen Gliederungen, Fragestellungen, Thesen und Originalitätsniveaus geboten. Dass man sich möglicherweise vergriffen hat, bemerkt man im Reviewprozess. Welcher Text das Licht der Fachöffentlichkeit sieht, entscheidet sich am Verständnis oder Unverständnis von zwei oder drei anonymen Vertreter*innen der Fachgemeinschaft, die mit knapper Zeit, häufig aber in mehreren Runden Überarbeitungen verlangen und Argumentationen, denen sie nicht folgen können oder wollen, am Ende ablehnen. Nicht selten hilft es, die gutachtende Person zu erraten und deren eigene, im Review empfohlene Publikationen stärker zu berücksichtigen. Wer trotz allem scheitert, versucht es bei der Zeitschrift mit der nächstniedrigeren Reputation erneut und ist gewöhnlich kompromissbereiter geworden.

Insgesamt kann daher der oben zitierte Satz, mit dem Horkheimer und Adorno die Zwänge des kommerziellen publizistischen Markts schildern, mit leichten Modifikationen auch für die akademischen Wettbewerbe der Gegenwart gelten:

»Der Prozess, dem ein [...] [Manuskript oder Förderantrag], wenn nicht in automatischer Vorausschau seines Herstellers, so jedenfalls durch den Stab von [...] [Koautor*innen, Forschungs- und Transferabteilungen, Redakteur*innen und Reviewern], [...] [den zum Revise and Resubmit erneut aktivierten Autor*innen, Hilfskräften und Mitarbeitenden] in- und außer-

halb der [...] [Arbeitsbereiche, Journal-Redaktionen und -Plattformen] unterworfen wird, überbietet an Gründlichkeit alle Zensur.«

Eine neuere Formulierung des gleichen Sachverhalts verdeutlicht, dass man die akademischen Wettbewerbe der Gegenwart auch noch in anderer Weise mit ökonomischen Mechanismen vergleichen kann. Sie bilden eine quasi-tayloristische Disziplinierung:

»By using different combinations of [...] marketization, [...] intellectual work is parcelled in discrete sequences and routinized; ex-ante and ex-post forms of assessment are then used to measure the degree of conformity of each [...] academic [...] located along the production line. In this model of mass production, conformity is rewarded by allowing a tiny minority to move up the ranks, whereas non-conformity is strongly discouraged by the ease with which an individual could be replaced [...] by a growing number of part-time and temporary workers seeking a more secure position.«⁸

Weshalb sich dieser Disziplinierungsapparat ausgebildet hat, ist bisher nicht umfassend geklärt. Eine wichtige Rolle könnte gespielt haben, dass die akademische Forschung erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts sozusagen industrialisiert wurde; Norbert Bolz hatte bereits den Bologna-Prozess in diesem Sinn als Taylorisierung gedeutet.⁹ Ebenso wichtig ist aber wohl das Motiv, frühere Eliteinstitutionen in einer Phase, in der sie für einen großen Teil der Bevölkerung zugänglich werden, durchgreifend zu regulieren. Wenn die Universität insgesamt gut als »organized anarchy«¹⁰ zu beschreiben ist, speziell die Professor*innen lange als teils undiszipliniert, teils faul wahrgenommen wurden und sich mit der schubweisen Expansion des Hochschulsektors auch bei den Studierenden die anomischen Räume ausgeweitet haben¹¹, sind Gegenmaßnahmen zu erwarten. In jedem Fall *haben* die allgegenwärtigen Wettbewer-

8 Palumbo, Antonino/Scott, Alan: *Remaking Market Society. A Critique of Social Theory and Political Economy in Neoliberal Times*, New York: Routledge 2018, S. 177.

9 Vgl. dazu Reitz, Tilman: »Bologna kommt 100 Jahre zu spät. Taylorismus und Verwaltungsrationaltät in der Hochschulreform«, in: Adam, Christian/Müller, Jan/Thun, René/Warnecke, Willem (Hg.), *Die bedingte Universität. Die Institution der Wissenschaft zwischen ›Sachzwang‹ und ›Bildungsauftrag‹*, Stuttgart: Schmetterling 2009, 63–78.

10 Cohen, Michael D./March, James G./Olsen, Johan P.: »A Garbage Can Model of Organizational Choice«, in: *Administrative Science Quarterly* 17.1 (1972), S. 1–25.

11 Reitz, Tilman/Draheim, Susanne: »Die Rationalität der Hochschulreform. Grundzüge eines postautonomen Wissensregimes«, in: *Soziale Welt* 57/4 (2006), S. 373–396.

be die akademische Anarchie umfassend begrenzt, und entsprechend schwer haben es diejenigen, die sich an Universitäten immer noch als Intellektuelle betätigen wollen. Selbst wenn sie kritische Ansätze verfolgen und teilweise auch durchgesetzt haben – namentlich in der inzwischen ebenfalls bedrohten Forschung und Lehre zu Geschlechterverhältnissen, Rassismus, postkolonialen Perspektiven oder destruktiven Einsatzfeldern von Technik –, bedienen sie die normierten Formate und haben teilweise einfach zu wenig wettbewerbsfreie Zeit, um neue Gedanken und Ansätze zu erproben. Abschließend will ich fragen, welche Bewegungs- und Befreiungsmöglichkeiten unter diesen Bedingungen bleiben.

Preisgelder, Konfliktressourcen, Freiräume: Zur Neubestimmung akademischer Positionen

In der veränderten Situation an den Universitäten hilft es erneut zu reflektieren, was die Sozialfigur der Intellektuellen ausmacht. Eine Variante kann man wohl ausschließen: Diejenigen, die vorrangig dem Preisgeld akademischer Ressourcen und Positionen hinterherlaufen, sind nur sehr bedingt als kritische Intellektuelle zu brauchen, selbst wenn sie öffentlich teilweise diese Rolle spielen. Die Minimalkriterien, die sie mutmaßlich verfehlen, wurden eingangs benannt: eine im weitesten Sinn politische Wirkung in Kämpfen um Hegemonie und eine Praxis geistigen Experimentierens, die institutionelle Erwartungen sprengt. Für eine Einschätzung der ernsthaft kritischen Möglichkeiten ist wichtig zu sehen, dass diese beiden Qualitäten kollidieren können und dass sie tendenziell verschiedene Haltungen zu akademischen Ressourcen und Positionen nahelegen. Wer vorrangig das politisch Richtige durchsetzen will, muss sehr oft und zusammen mit möglichst vielen anderen das Gleiche sagen und möglichst viele institutionelle Mittel für den gewählten Zweck mobilisieren. Den typischen Diskurs solcher Figuren und ihres Publikums kann man als *Bestätigungsintellektualität*¹² bezeichnen – gesagt und gehört wird (im besten Fall noch einmal besser und effektiver), was alle im eigenen Lager eigentlich bereits wissen.¹³ Ein anderer, aus früheren Phasen

12 Diesen schönen Begriff verdanke ich Michael Makropoulos.

13 Zu den Beispielen zählen etwa viele allgemeine Aussagen über kapitalistische Ausbeutung, Umweltzerstörung, geschlechtliche und rassistische Diskriminierung, Unterprivilegierung und Unterdrückung. Wenn eine durchschnittlich gut informierte linke

bekannter Typ von Intellektuellen missachtet bei Bedarf auch die Erwartungen im eigenen Lager und verzichtet mehr oder weniger souverän auf konformitätsbasierte institutionelle Ressourcen. Diese Form kritischer Intellektualität ist stärker auf persönliche Besonderheit oder Unverwechselbarkeit ausgerichtet – und lebt auch von deren Marktwert. Hier ließe sich (um den Begriff erneut mit kritischem Index zu bilden) von *Originalitätsintellektualität* reden.

Beide Seiten müssen sich nicht gegeneinander wenden. Figuren wie Sartre sind wohl deshalb so klassisch, weil sie eine relativ verlässliche politische Haltung mit relativ großer geistiger Beweglichkeit verbunden haben. Wo die politische oder die neugierig-experimentelle Seite dominant wird, liegen jedoch die Vor- und Nachteile auf der Hand. Originalitätsintellektuelle lesen sich fast immer vergnüglich und anregend, können aber wie beispielsweise Hans-Magnus Enzensberger unmerklich politisch die Seiten wechseln oder, wie ein marxistischer Professor¹⁴ einmal über Jean Baudrillard sagte, zum »Clown der Bourgeoisie« werden. Bestätigungsintellektualität mag dagegen im Kampf um strategische Positionen wichtig sein, kann aber äußerst langweilig werden und möglicherweise entscheidende Veränderungen in der politischen Situation verpassen. Auch diese Vor- und Nachteile sind selbst bei klar zu verortenden Figuren wie Michel Foucault (betont unfestgelegt) oder Noam Chomsky (politisch weitgehend verlässlich) nicht immer eindeutig. Sie helfen jedoch zusätzlich, die strategische Situation der akademischen Intellektuellen zu beurteilen.

Entgegen vielfältiger Diagnosen zum »Konformismus des Andersseins« (Norbert Bolz) oder zur Vorherrschaft von »Singularität« (Andreas Reckwitz) ist anzunehmen, dass an den Hochschulen gerade nicht die Originalitäts-, sondern die Bestätigungsintellektualität die Oberhand gewonnen hat – oder vielmehr, gemessen an den 1960er und 70er Jahren, eine gewisse Bedeutung behält. Ein wichtiger Grund liegt wie angesprochen darin, dass sie sich mit dem Kampf um akademische Machtressourcen verbinden lässt. Man kann Exzellenzcluster zu den politischen Bedingungen von Ungleichheit oder zu Sklaverei und Abhängigkeit, Sonderforschungsbereiche zu »Sexdiversity« oder zum »Strukturwandel des Eigentums« einwerben, ohne auf kritische

Akademikerin ein Buch Nancy Frasers zum Kapitalismus oder ein Heft der Zeitschrift LuXemburg aufschlägt, lernt sie zu alledem wenig Neues.

14 Wolfgang Fritz Haug.

Akzente verzichten zu müssen, Zeitschriften dezidiert der Geschlechterforschung, der *Critical Sociology* oder den *Postcolonial Studies* widmen. Je nach politischer Rahmenlage wird man damit annähernd hegemonial, geduldet oder in riskanter Weise oppositionell sein. Im konkreten Kontext fällt es jedoch schwer, die Strukturzwänge akademischer Wettbewerbe auszuschalten: die prekäre Beschäftigung, die Ausrichtung auf Erfolgsmetriken und die Konformitätserzeugung im Review. Die Beiträge und Aktivitäten behalten daher den Beigeschmack, dass sie immer auch für den Betrieb gemacht sind, und selbst politische Bekenntnisse können erfolgsfunktional sein. Wenn engagierte Intellektuelle unter solchen Bedingungen mit Kolleg*innen und Studierenden den Bestätigungen austauschen, sind ihre Aussichten auf außerakademische Wirkung begrenzt oder sogar negativ.

Ein Wiederaufleben experimenteller, neugieriger, heterodoxer Intellektualität würde diese Aussichten nicht notwendig verbessern – und es scheint derzeit auch nicht zu erwarten zu sein. Bei weiteren politischen Rechtsverschiebungen und Sparvorgaben dürfte auch der Kampf um Ressourcen härter werden, sodass die Frage, ob und wie man sich Abweichung leisten kann, eher noch mehr ins Gewicht fällt. Gleichzeitig sind aber neue Einschätzungen und Strategien dringend geboten, wenn das Wechselspiel von strukturell angepasster Bestätigungsintellektualität und autoritären Abwehrreflexen gegen jede Art kritisch-akademischer Aufklärung nicht einfach immer fatalere Situationen hervortreiben soll. Vielleicht bringt also die politische Not die kritisch gesinnten Forschenden, Lehrenden und Studierenden dazu, an den Hochschulen wieder andere geistige Freiräume zu erobern, als es in der Phase neoliberal dominierter Kooptation möglich war.

Literatur

- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt a.M.: Fischer 1947/1988.
- Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1951/1971.
- Cohen, Michael D./March, James G./Olsen, Johan P.: »A Garbage Can Model of Organizational Choice«, in: *Administrative Science Quarterly* 17.1 (1972), S. 1–25.
- Flink, Tim: *Die Entstehung des Europäischen Forschungsrates. Marktimperative – Geostrategie – Frontier Research*, Weilerwist: Velbrück 2016.

- Hacker, Jörg/Krull, Wilhelm/Lohske, Martin/Strohschneider, Peter: »Wie sich die Qualität der Auswahl verbessern lässt«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 12.7.2018, <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/auswahl-von-forschern-wie-sich-die-qualitaet-der-auswahl-verbessern-laesst-15685958.html>, Zugriff am 15.06.2025.
- Jacoby, Russell: *The Last Intellectuals. American Culture in the Age of Academe*, New York: Basic Books 1987.
- Palumbo, Antonino/Scott, Alan: *Remaking Market Society. A Critique of Social Theory and Political Economy in Neoliberal Times*, New York: Routledge 2018.
- Reitz, Tilman: »Bologna kommt 100 Jahre zu spät. Taylorismus und Verwaltungsrationalität in der Hochschulreform«, in: Adam, Christian/Müller, Jan/Thun, René/Warnecke, Willem (Hg.), *Die bedingte Universität. Die Institution der Wissenschaft zwischen ›Sachzwang‹ und ›Bildungsauftrag‹*, Stuttgart: Schmetterling 2009, S. 63–78.
- Reitz, Tilman/Draheim, Susanne: »Die Rationalität der Hochschulreform. Grundzüge eines postautonomen Wissensregimes«, in: *Soziale Welt* (57/4) (2006), S. 373–396.
- Wick, Wolfgang/Wiarda, Jan-Martin: »Ohne Kulturwandel wird es nicht gehen«. Interview, in: *Der Wiarda Blog* vom 31.07.2024, <https://www.jmwia.rda.de/2024/07/31/ohne-kulturwandel-wird-es-nicht-gehen/>, Zugriff am 09.10.2024.